

Disziplinierte Unordnung : Versuch, den unpopulären Autor Friedrich Glauser und seine populäre Romanfigur Jakob Studer zu identifizieren

Autor(en): **Fringeli, Dieter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **51 (1971-1972)**

Heft 4

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-162636>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIETER FRINGELI

Disziplinierte Unordnung

Versuch, den unpopulären Autor Friedrich Glauser und seine populäre Romanfigur Jakob Studer zu identifizieren

Über die Identität des 1896 in Wien geborenen und 1938 in Nervi bei Genua verstorbenen Romanciers Friedrich Glauser ist bis heute wenig bekannt geworden. Vor wenigen Jahren noch wurde er von der literarischen Kritik wie ein Aussätziger, wie ein Geächteter behandelt. Peter Schifferli und Hugo Leber bemühen sich seit 1969 um eine (Wieder-) Entdeckung dieses tragischen Unruhegeistes, der sein Leben in Erziehungsheimen, in Gefängnissen, in Krankenhäusern und Nervenheilstätten und in der Fremdenlegion verbrachte¹.

Das einzige offene Wort über dieses chaotische Leben stammt von Glauser selber. Seinem Beschützer Josef Halperin vertraute er eine knappe biographische Skizze an, die nach Glausers Tod in der kurzlebigen Zeitschrift «A. B. C.» publiziert wurde und die in Rudolf Jakob Humms Erinnerungsbuch «Bei uns im Rabenhaus / Aus dem literarischen Zürich der Dreissigerjahre» eingegangen ist:

«1896 geboren in Wien von österreichischer Mutter und Schweizer Vater. Grossvater väterlicherseits Goldgräber in Kalifornien (sans blague), mütterlicherseits Hofrat (schöne Mischung, wie?). Volksschule, drei Klassen Gymnasium in Wien. Dann drei Jahre Landeserziehungsheim Glarisegg. Dann drei Jahre Collège de Genève. Dort kurz vor der Matur hinausgeschmissen, weil ich einen literarischen Artikel über einen Gedichtband eines Lehrers am dortigen Collège verfasst hatte. Kantonale Matur in Zürich. Ein Semester Chemie. Dann Dadaismus. Vater wollte mich internieren lassen und unter Vormundschaft stellen. Flucht nach Genf ... Ein Jahr (1919) in Münsingen interniert. Flucht von dort. Ein Jahr Ascona. Verhaftung wegen Mo[rphium]. Rücktransport. Drei Monate Burghölzli (Gegenexpertise, weil Genf mich für schizophren erklärt hatte). 1921–1923 Fremdenlegion. Dann Paris Plongeur. Belgien Kohlengruben. Später in Charleroi Krankenhäuser. Wieder Mo[rphium]. Internierung in Belgien. Rücktransport in die Schweiz. Ein Jahr administrativ Witzwil. Nachher ein Jahr Handlanger in einer Baumschule. Analyse (ein Jahr), während der ich in Münsingen weiter als Handlanger in einer Baumschule gearbeitet habe. Als Gärtner nach Basel, dann nach Winterthur. In dieser Zeit den Legionsroman geschrieben (1928/29). 30/31 Jahreskurs Gartenbauschule

Oeschberg. Juli 31 Nachanalyse. Jänner 32 bis Juli 32 Paris als «freier Schriftsteller» (wie man so schön sagt). Zum Besuch meines Vaters nach Mannheim. Dort wegen falscher Rezepte arretiert. Rücktransport in die Schweiz. Von 32 bis 36 interniert. Et puis voilà. Ce n'est pas très beau . . . »

Ein so haltlos-gefährlicher Schwerenöter mochte in der Tat nicht in die Weltanschauung der «geistigen Landesverteidiger» der dreissiger Jahre passen. Seine letztlich «hochgradig unschweizerischen» Arbeiten, in denen alle hohen bürgerlichen Werte angezweifelt werden, fanden innerhalb der «offiziellen» schweizerischen Heimatliteratur und Vaterlands«dichtung» wenig Anerkennung. Seiner literarischen Karriere stand schliesslich auch sein «hochgradig unschweizerischer», verwerflicher Lebenswandel im Wege. Seine unverhohlene Sympathie für die politische Linke, vollends ein unbedachter prosowjetischer Artikel in der Zeitschrift «A. B. C.» scheint das menschliche und künstlerische Schicksal Friedrich Glauzers besiegelt zu haben. Zu seinen Lebzeiten schätzten nur wenige Freunde die epische Begabung dieses Unglückstyps, dem wir den besten deutschsprachigen Fremdenlegionsroman und ein halbes Dutzend Kriminalromane von eminenter gesellschaftspolitischer Bedeutung verdanken.

Wachtmeister Studer – Glauzers «Sehnsuchtsideal»

Es geht freilich nicht an, Friedrich Glauser als einen völlig erfolglosen Schriftsteller zu beklagen. Er wurde zwar vor kurzer Zeit noch von Literaturkritik und Literaturwissenschaft systematisch «geschnitten» und totgeschwiegen. Der Protagonist seiner Kriminalromane aber, der Berner Polizei-Wachtmeister Jakob Studer, wurde zu einer populären literarischen Figur – zu einer der bekanntesten und beliebtesten Figuren in der schweizerischen Literatur. Leopold Lindtbergs Verfilmung des Romans «Wachtmeister Studer» begründete diese Popularität. Der vorzügliche Studer-Darsteller Heinrich Gretler ist seit dieser Verfilmung nicht mehr von der Gestalt des Wachtmeisters Studer und des Autors Friedrich Glauser zu trennen.

Die Popularität dieser Romanfigur ist aber wohl auf ein grundlegendes Missverständnis zurückzuführen. Der einfache Berner Fahnder Jakob Studer, der hilfsbereite «Bruder-Studer», der «Köbu» erscheint auf den ersten Blick als ein behäbiges und gutmütiges, als ein gerechtigkeitsbesessenes und zuweilen vielleicht etwas unwilliges «Original». Diese Charaktereigenschaften machten Studer beliebt. Man darf sie aber nicht zum Ausgangspunkt einer Deutung von Friedrich Glauzers Romanwelt machen. Die Welt des Wachtmeisters Studer und des Schriftstellers Friedrich Glauser ist in Wirklichkeit von unwohnlicher, ja von chaotischer Düsterteit.

«Vom ersten Augenblick an hab ich gefühlt: beim Gesindel ist deine Heimat. Dort gehörst du hin», heisst es in der Erzählung «Der Sohn». «Kann man dagegen etwas tun? ... Aber glaubst du, der Herr Freud, den sie nachher zum Professor gemacht haben, hätt mir helfen können? Unsinn ... Das wird niemand in der Welt ausrotten können, dass es zwei Sorten Menschen gibt: die einen lieben die Ordnung, die andern die Unordnung, das Chaos. Wenn ich nun im Chaos daheim bin? Merkwürdig ist nur, dass wir, die Leute der Unordnung, Disziplin brauchen. Darum hab ich zwölf Jahre lang gedient und drei dazu im Krieg ...»

Auch dieser liebenswerte, umgängliche und gelassene Wachtmeister Studer ist im Grunde ein Mensch der Unordnung und des Chaos. Um in dieser Unordnung bestehen zu können, braucht er Disziplin. Dieter Bachmann, dem wir den bisher besten und aufschlussreichsten Essay über Friedrich Glauser verdanken (in «Die Weltwoche» Nr. 47 vom 20. November 1970), interpretiert Glauzers Leben mit Recht als ein Leben der «Sehnsucht nach Ordnung». Er sieht in Glauser einen «Aussenseiter, der ein Insider sein möchte und der es aus Schicksal und besserem Wissen nicht sein kann». Bachmann erkannte, dass «der behäbige, der brummige, aber gemütvolle, der rechtschaffene Fahnder» Jakob Studer nichts anderes als «das *Sehnsuchtsideal* des Friedrich Glauser» ist.

Dieses «Sehnsuchtsideal» Jakob Studer übt seinen bürgerlichen Beruf mit vorbildlicher Gewissenhaftigkeit aus. Studer ist ein Untergebener, ein «Gehülfe», der sich den Vorschriften seiner Vorgesetzten (beinahe) widerspruchslos fügt. Im Gegensatz zu seinem Schöpfer Friedrich Glauser erträgt er auch die derbsten Demütigungen mit Würde. Der Wachtmeister scheint alle Eigenschaften zu besitzen, die dem haltlosen, zerrütteten Glauser abgehen. Studer kann sich «zusammennehmen». In brenzligen Situationen sitzt er da, «ein wenig nach vorne geneigt, in seiner Lieblingsstellung, Unterarme auf den Schenkeln, Hände gefaltet». Er ist die Ruhe selbst. Bisweilen vermag er freilich einen «sehr bekümmerten» Seufzer nicht zu unterdrücken – «weil er dachte, er habe es nicht leicht im Leben».

Viele Ungerechtigkeiten und Diffamierungen scheinen diesem geplagten Wachtmeister Studer während seiner kriminalistischen Karriere widerfahren zu sein: «Man war kein berühmter Kriminalist, obwohl man immerhin in früheren Zeiten viel studiert hatte. Wegen einer Intrigenaffäre verlor man die Stelle eines Kommissars an der Stadtpolizei, fing an der Kantonspolizei wieder an – und stieg in kurzer Zeit zum Wachtmeister auf. Obwohl man abgebaut worden war, obwohl man Feinde genug hatte, musste man stets einspringen, wenn es einen komplizierten Fall gab.»

Die Anspielung auf eine «Intrigenaffäre», die die grosse Laufbahn des «Kommissars» Studer beendete, findet sich in diesen Romanen immer wie-

der. Studer fühlt sich verfolgt, von Neidereien und neuen Intrigen umstellt. (Auch das Glauser-Ebenbild im Fremdenlegionsbuch «Gourrama» fühlt sich verfolgt: «Geben Sie nur acht, Lös», rät der Leutnant Lartigue seinem Untergebenen. «Man beneidet Sie hier nicht so sehr wegen Ihres Druckpostens, der Ihnen Geld einbringt. Deswegen auch, natürlich. Aber haben Sie bemerkt, dass man Sie auch hasst? Warum? Das ist eine Frage, die ich selbst nicht klar beantworten kann. Worte genügen da nicht. Man kann wohl mit den Leuten saufen, Zoten erzählen und gerade so gemein scheinen wie sie. Sie fühlen doch, dass da etwas nicht stimmt. Dass wir voll Vorbehalte sind, innerlich, ein Reservat besitzen, auf das wir uns zurückziehen können und das sie, die andern, nicht besitzen. Man soll ganz mitmachen, meinen sie – aber mitmachen und dabei noch beobachten, das finden sie gemein.»)

Nun, Studer empfindet seine menschliche und berufliche Lage als «durchaus ungemütlich». Die Gesichter seiner Kontrahenten sind «mit Hohn verschmiert»; ihre Augen sind «mit Hass geladen». Er wird als ein gefährlicher, verachtenswerter Eindringling behandelt; sein Vorgesetzter, der Polizeihauptmann, hält ihn für einen harmlosen «Spinner». «Bedrückendes» und «Unheimliches» macht sich «in seinem Rücken breit». Er wähnt sich in Gefahr, da er «kein gutes Leumundszeugnis besass und wenig Freunde».

«Gesetz und Ordnung» im Dorf

Die stoische Ruhe, mit der sich der Wachtmeister Studer über alle Anfeindungen hinwegzusetzen versteht, brachte ihm wohl die Sympathien eines ansehnlichen Leserkreises ein. (Nur selten lässt sich dieser Studer zu einem «innerlichen» Fluchen hinreissen!) Er wurde zu einer der vorbildlichsten Vaterfiguren in der schweizerischen Literatur. Seine heillose Abneigung gegen die verschrobene bürgerliche Ordnung und «Anständigkeit» nahm man kaum zur Kenntnis. Die meisten Leser der Wachtmeister Studer-Romane interpretierten wohl auch die in diesen Romanen definierte Gesellschaft (und Studers Hader gegen diese Gesellschaft) grundsätzlich falsch. Studers Widersacher in den Dörfern Gerzenstein, Schwarzenstein und Pfründisberg darf man nicht als einzelne Bösewichter, als verwerfliche «Ausnahmen» missverstehen. Diese hinterlistigen, verschlagenen Individuen repräsentieren Glausers Vision von der helvetischen bürgerlichen Gesellschaft der dreissiger Jahre. Studers Kampf gegen diese Subjekte in irgendeinem «Kaff», in irgendeinem «Krachen» entspricht dem Kampf des Outsiders, des «Underground»-Poeten Friedrich Glauser gegen das schweizerische Bürgertum. Die Bürger von Gerzenstein, von Schwarzenstein und Pfründisberg sind die von Glauser verachteten (und beneideten!) Leute

der «Ordnung». Sie demonstrieren ihre Ordentlichkeit und «Sauberkeit» mit fast ekelregender Aufdringlichkeit. Dieses morsche Bürgertum beruft sich auf «Gesetz und Ordnung».

Der Hass der «ordentlichen» Leute, der Hass der Dorfgemeinschaft richtet sich gegen hilflose «Minderheiten» – gegen verschupfte, unschuldige kleine «Rebellen», die sich vergeblich in die bürgerliche Gesellschaft einzuleben versuchen. Diese «kleinen Leute», mit denen Glauser sich identifiziert, lechzen nach einem geordneten, disziplinierten Leben. Doch man verweigert diesen kritischen Beobachtern den Eintritt in die Gemeinschaft; sie sind gezwungen, «Leute der Unordnung» zu bleiben; sie finden sich mit ihrem qualvollen Aussenseitertum ab.

Die dörflische Gemeinschaft wehrt sich gegen jeden fremden Eindringling, gegen jeden «fremden Fötzel», gegen jede neue und «fremde» Idee. Eine neue und fremde Idee verkörpert dieser eigenbrötlerische Berner Polizeiwachtmeister Jakob Studer. Er stellt eine ernstliche Gefahr für die weltanschauliche Einmütigkeit einer Gesellschaft dar, die sich mit Vehemenz auf unverrückbare, «überzeitliche» Werte beruft – auf «Gesetz und Ordnung». Der gefährliche Eindringling in diese unantastbare Ordnung ist ironischerweise ein offizieller «Hüter der Ordnung», ein Polizist.

Dörflische Gemeinschaft gegen Eindringlinge

Der zerquälte, asoziale Berner Fahnder Jakob Studer sieht sich einer geschlossenen Institution gegenüber, die ihn mit allen Mitteln zu beseitigen versucht. An der Spitze der Gemeinschaft stehen die «neureichen» Dorfgewaltigen – ein Gemeindepräsident, ein Lehrer, ein Gastwirt, ein «Direktor». Ihre Macht über die Bevölkerung kennt keine Grenzen. Die Bürger sind ihnen (in materieller und «moralischer» Hinsicht) verpflichtet. Sie sind ihnen hörig; und sie scheinen stolz auf ihre Abhängigkeit zu sein. Sie sind in die Machenschaften ihrer Führer eingeweiht; sie sind stolz auf ihre Mitwisserschaft; sie sind stolz darauf, «dazu» zu gehören. Keiner kann es sich leisten, aus der Gemeinschaft ausgestossen zu werden. Aus diesem Grund sind sie bereit, jedes Verbrechen und jeden Verbrecher zu decken. Diese Arbeiter, Bauern und Armenhüsler haben ihr Eigenleben verloren. Die «Macht» hat sie alle unter die gleiche Haube gezwungen.

«Lieber zehn Mordfälle in der Stadt als einer auf dem Land», lesen wir im Roman «Wachtmeister Studer». «Auf dem Land, in einem Dorf, da hängen die Leute wie die Kletten aneinander, jeder hat etwas zu verbergen ... Du erfährst nichts, gar nichts. Während in der Stadt ... Mein Gott, ja es ist gefährlicher, aber du kennst die Burschen gleich, sie schwatzen, sie verschwatzen sich ... Aber auf dem Land! ... Gott behüte uns vor Mordfällen auf dem Land ...»

Dieser Dorf-Mafia steht der Wachtmeister Studer gegenüber; in dieser Atmosphäre hat er seine «Fälle» zu erledigen. Die Voraussetzungen für seine Arbeit sind denkbar ungünstig. Studer erscheint uns als ein völlig isolierter Fremdkörper. Bei der Aufklärung der Verbrechen kann er sich höchstens auf die Hilfe eines geschundenen kleinen Knechtleins stützen. Durch Studers Erscheinen intensiviert sich die Unheil verheissende Spannung zwischen dem etablierten «ordentlichen» Kleinbürgertum und den glücklosen Aussenseitern:

«Es war durchaus ungemütlich in dem Raum», heisst es im Roman «Der Chinese». «Eine Spannung herrschte, deren Ursprung man nicht recht feststellen konnte ... Nicht das Gewitter verursachte die Spannung, auch nicht die elegante Kleidung des Herrn Farny. – Deutlich hörte Studer das Wort «Schroterei», aber er wusste nicht, an welchem Tisch es ausgesprochen worden war ... plötzlich begannen die Vier am Tisch bei der Tür nach der Melodie: «Wir wollen keine Schwaben in der Schweiz!» zu grölen: «Wir wollen keine Tschukker uff em Bär, Tschukker uff em Bär!» Sie standen auf. Der eine nahm die Zweideziguttere, die anderen bewaffneten sich mit den dickwandigen Schnapsgläslein – und so, von zwei Seiten, rückten sie gegen den Tisch des Wachtmeisters vor und sangen dazu ihr blödes Lied.»

In der Dorfwirtschaft versucht Studer die Mentalität der Bürger zu ergründen. Bei seinen Untersuchungen hält er sich nie an vorgeprägte Ermittlungsschemata. Er ist wirklich alles andere als ein «berühmter Kriminalist»! In der Gaststube trinkt er sein Bier (sein «Grosses») und entziffert das Wesen der Verdächtigen. Dieses «psychologische Vorgehen», das an die Arbeitsweise des Kommissars Maigret in Georges Simenons Romanen erinnert, bringt ihm in «Fachkreisen» freilich nur Hohn und Missbilligung ein. Seine eigenwillige Methode aber hat sich bewährt: «Obwohl man abgebaut worden war, obwohl man Feinde genug hatte, musste man stets einspringen, wenn es einen komplizierten Fall gab.»

Diskrepanz zwischen Schein und Wirklichkeit

Studer steht ausserhalb der bürgerlichen Gesellschaft. Er ist ein geplagter Opponent gegen die helvetische «Ordnung», die als ein brüchiges Weltgebäude entlarvt wird. Hinter der schönen und farbenfrohen Fassade verbergen sich entsetzliche Machenschaften. In allen seinen Kriminalromanen stellt Glauser die Diskrepanz zwischen Schein und Wirklichkeit innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft zur Diskussion. Diese Diskrepanz offenbart sich mit ernüchternder Anschaulichkeit in einzelnen Episoden, die sich in staatlichen «Musterbetrieben», im Armenhaus oder in der gepflegten

Gartenbauschule abspielen. So besucht Studer zu Beginn des Romans «Der Chinese» die Armenanstalt – «ein ehemaliges Kloster, das für die Besitzlosen eingerichtet worden war»: «Der Wachtmeister trat ein – und lieber wäre er umgekehrt, denn der Geruch, der in diesem Vorraum hockte, verschlug ihm fast den Atem. Es roch nach Armut, es roch nach Unsauberkeit. Hinter einer Türe links war ein dumpfes Geräusch zu hören, Studer ging auf sie zu und öffnete sie, ohne anzuklopfen. / Drei Stufen führten hinab in einen verliesartigen Raum, schirmlose Birnen baumelten von der Decke und beleuchteten Tische mit dicken Holzplatten, an denen Männer sassen in verschmierten blauen Überkleidern. Zwischen den Türen ging ein Mann auf und ab – wohl der die Aufsicht führende Wärter. Unbemerkt trat Studer ein, schloss die Tür und blieb auf der zweitobersten Stufe stehen. Vor den Männern standen Gamellen und Blechteller. Es roch nach Zichorienkaffee und dünner Suppe. Noch ein anderer Geruch mischte sich darein: der Geruch nach feuchten Kleidern, nach Wäsche. / Die Männer sassen da, die Unterarme auf die Tischplatte gelegt, als Wall gewissermassen, der die mit Kaffee gefüllte Gamelle und den Teller mit Suppe schützen musste. Manchmal geschah es, dass der von den Armen gebildete Wall sich auftat; eine Hand griff zum Nebenmann hinüber, um dort ein Stück Brot zu rauben. Dann flackerte Streit auf. Endlich erblickte der Friedensstifter des Wachtmeisters massige Gestalt, mit ein paar Sprüngen gelangte er zu den Stufen und fragte – krächzend war seine Stimme –, was der Mann da wolle.»

Die Armen werden missbraucht; sie arbeiten hart; ihre Verpflegung ist mangelhaft; sie hungern. Der «Hausvater» hingegen erntet die Früchte ihrer Arbeit und das Lob der Vorgesetzten «aus der Stadt», der von Studer verachteten Herren «Sekretäre» und der «Grossräte in Schwalbenschwänzen». Der «Hausvater» wird uns als ein «unsympathischer Mensch» vorgestellt, als ein gewissenloser Ausbeuter der Bedürftigen. Er lebt in «Wärme und Licht und Gemütlichkeit»; er macht es sich vor seinem «Feuerlein im Kamin» bequem; er trinkt Kognak und trägt einen Anzug von «farbiger Herrlichkeit».

Das literarische Thema, das künstlerische Ziel Friedrich Glausers ist die Aufdeckung und Ergründung der eklatanten Diskrepanz zwischen Schein und Wirklichkeit in der bürgerlichen Gesellschaft. Mit untendenziöser Unbefangenheit setzt sich Glauser mit dem Leben der «besseren» Leute auseinander – mit dem Leben einer heuchlerischen Gemeinschaft. Es ist kein Wunder, dass die verschmutzte und verlotterte Armenanstalt vor einem Inspektionsbesuch «aus der Stadt» auf Hochglanz poliert wird. Vor dem Besuch seiner Vorgesetzten lässt der «Hausvater» den penetranten Geruch nach «Armut» und «Unsauberkeit» entfernen: «Sie traten ins Haus, die Halle

war leer. Studer stiess die Türe auf, die in den Speisesaal der Armenhäusler führte. Die Tische waren besetzt, und die Insassen trugen frischgewaschene blaue Überkleider; es roch nach Fleischsuppe. Die Gamellen bis zum Rande gefüllt und ein halber Laib Brot lag vor jedem Platze. Die Armen assen.»

Glauser schmuggelt seine überzeugungskräftigen, unaufdringlichen Beobachtungen und Überlegungen mit bemerkenswerter Subtilität in seine Texte ein. In diesen Kriminalromanen finden sich «zwischen den Zeilen» aufwühlende Manifeste gegen soziale Ungerechtigkeiten, gegen politische Unduldsamkeit, gegen würdelose Vorurteile.

«Wir wissen viel von der Armut», doziert der «Hausvater». «Wir wissen beispielsweise, dass es Menschen gibt, die nie auf einen grünen Zweig kommen . . . Es ist nicht ihre Schuld. Fast möchte ich sagen – auf die Gefahr hin, für abergläubisch zu gelten –, dass es diesen Menschen bestimmt ist, dass es in ihren Sternen steht, dass sie arm bleiben müssen . . .» Mit solchen salbungsvollen Thesen hat der Leiter der Armenanstalt von Pfründisberg seine Schützlinge in eine völlige Lethargie getrieben. Sie haben sich mit ihrem Schicksal abgefunden; sie sind zu bedauernswerten Marionetten des redegewandten Mannes geworden. Der «Ordnungs»-Zustand in der Armenanstalt und im «Dorf» ist von totalitärem Ausmass. Die Insassen der Anstalt werden unterdrückt, ausgebeutet und vergewaltigt. Für ihren Unterdrücker aber würden sie durchs Feuer gehen. Mit seiner lächerlichen Theorie des «Pauperismus» hat der «Hausvater» sie davon überzeugt, dass sie in der besten aller möglichen Welten leben.

In solchen Passagen erfüllt sich Glausers Alptraum vom manipulierten und hintergangenen, vom «beschissenen» einfachen Volk. Jede geistige, moralische und materielle Entfaltung der Armen und Schwachen wird durch die «Interessen» der Mächtigen verunmöglicht. Wer sich gegen die Spekulationen dieses «Establishments» erhebt, wird seine Opposition bitter bereuen müssen. In dieser «sauberen» Welt der «Ordnung» werden Menschen geschunden und kaltblütig ermordet.

Gegen die «Wohltätigkeit am laufenden Bande»

Auch die wenigen «offenen» Stellungnahmen des Wachtmeisters Studer zu bestimmten Missständen im helvetischen Alltag und in der staatlichen Struktur der Eidgenossenschaft sind von sanfter, ja resignativer Zurückhaltung. Im Roman «Der Chinese» hält der Wachtmeister seinem jungen Freund Ludwig eine bezeichnende «Rede» über Vergangenheit und «Fortschritt» in der Gemeinde Pfründisberg. Er wendet sich vor allem gegen den blinden und

imgrunde herzlosen eidgenössischen Wohltätigkeitsfimmel, der die Menschen ihres «höchsten Gutes», der Freiheit, beraube:

«Da könne der Ludwig sehen, wie alles in der Welt sich verändere. Was sei zum Beispiel diese Beiz für eine schmucke Wirtschaft gewesen, früher! Ludwig solle sich das recht deutlich vorstellen: die Chaisen, die Bernerwägeli, die vorgefahren seien – schöngekleidete Männlein und Weiblein hätten das Haus betreten, in den Zimmern gewohnt, die nun leer stünden, verstaubt, Tummelplätze für Mäuse und Ratten . . . Dafür habe der Staat zwei Anstalten eröffnet: ein Neubau sei die eine, die andere aber so geblieben, wie sie von Mönchen aufgerichtet worden sei vor fünf-, wer weiss, vielleicht vor sechshundert Jahren. In der neuen Schule würden Gärtner herangebildet – zukünftige Arbeitslose, und in der anderen die Armen, die man nicht mehr brauchen könne, mit ein wenig Suppe und Kaffee gespiesen, um sie wenigstens nicht auf der Strasse verhungern zu lassen . . . Sehr philosophisch war an diesem Morgen der Wachtmeister Studer von der kantonalen Fahndungspolizei . . . Für ihn, sprach er weiter, hätten solche Armenanstalten immer etwas Trauriges. Er erinnere sich an Frankreich, an Paris besonders, da gebe es auch Arme – aber man lasse ihnen wenigstens das höchste Gut, das ein Mensch besitzen könne: die Freiheit. Die Polizisten drückten beide Augen zu, wenn sie einen Betteln sähen; im Winter, wenn es kalt sei, sässen die Armen auf den Stufen der Untergrundstationen, um dort ein wenig Wärme zu ergattern und auf den Tag zu warten. Kurz seien die Nächte in der grossen Stadt, schon um vier Uhr könne man die Armen bei den Markthallen sehen: sie hülften den Gärtnern, die mit Frühgemüse kämen, ihre Wagen abladen, es falle ein wenig Geld für sie ab – und Essen auch. Tagsüber liefen sie durch die Strassen, und eigentlich seien die Menschen – die Arbeiter besonders – nicht geizig, hier ein Fränklein, dort ein paar Sous. Hingegen hier in der Schweiz . . . Er, der Wachtmeister, wolle ja nichts gegen sein Heimatland sagen. Aber diese Wohltätigkeit am laufenden Bande sei ihm immer auf die Nerven gegangen . . . Der Wachtmeister war guter Laune, Ludwigs Augen, deren Blau so merkwürdig glänzte, waren auf sein Gesicht geheftet, der Junge schien die Worte zu trinken – niemand hatte jemals so zu ihm gesprochen und Gedanken bestätigt, die manchmal in ihm aufstiegen. Und nun ging da neben ihm ein älterer Mann, dessen mageres Gesicht eigentlich nicht zu dem mächtigen Körper passte, und sprach diese Gedanken aus, die nur wie Larven durch seinen jungen Kopf gekrochen waren, gab ihnen Form, liess sie flattern und durch die Luft gaukeln wie bunte Schmetterlinge . . .»

Bewusst und gezielt streut Glauser, der die schweizerische «Wohltätigkeit am laufenden Bande» am eigenen Leib erfahren hat, seine bewegenden

Plädoyers für die absolute Freiheit des «kleinen Mannes» in den spannenden Handlungsablauf seiner Kriminalromane ein. «Freiheit . . . Heutzutage weiss man ja nicht mehr, was eigentlich Freiheit ist», meditiert der für eine umfassende soziale Gerechtigkeit kämpfende Wachtmeister Studer. Glauser beschwört die verhängnisvollen politischen und sozialen Polarisierungen und Spannungen in der modernen Gesellschaft – jene Spannungen, die sich in den frühen Arbeiten des renommiertesten Glauser-Schülers Friedrich Dürrenmatt («Der Richter und sein Henker», 1950; «Der Besuch der alten Dame», 1955) mit gnadenloser Folgerichtigkeit zu entladen begannen. Es ist kein Zufall, dass Glauser sich nach seinem erfolglosen Fremdenlegionsbuch «Gourrama» der oft belächelten Zunft der Kriminalgeschichten-Autoren anschloss. «Spotten Sie nicht über Kriminalromane!», mahnt er im Buch «Der Tee der drei alten Damen». «Sie sind heutzutage das einzige Mittel, vernünftige Ideen zu popularisieren.»

Hunger nach Zärtlichkeit

Ein unpopulärer, ein geächteter Autor hat es schwer, seine «vernünftigen Ideen zu popularisieren»! Der Morphinist, der «Verbrecher» Friedrich Glauser hatte keine Möglichkeit, «populär» zu werden. Was uns über seinen Lebenswandel bekannt wurde, ist in der Tat «hochgradig unschweizerisch», «durchaus ungemütlich» und «reichlich sonderbar». Bei der Betrachtung der Popularität des Wachtmeisters Studer dürfen wir nicht übersehen, dass Studer diese Popularität vor allem seinem Schöpfer zu verdanken hat. Es gibt wenige Figuren in der schweizerischen Literatur, die von einer so zwingenden Plastizität sind. Dieser Wachtmeister Studer ist ein Mensch von Fleisch und Blut. Diese scharf konturierte Figur weist Glauser als einen der sorgsamsten und zuverlässigsten Porträtisten in der neueren deutschsprachigen Literatur aus. Der Fremdenlegionsroman «Gourrama» vollends besteht aus Bildern und Porträts von enormer atmosphärischer Dichte.

Dieser «Roman aus der Fremdenlegion» wurde in den Jahren 1928/29 niedergeschrieben. Erst neun Jahre später erschien er als Fortsetzungstext in einer Wochenzeitung. Die jüngste Ausgabe stammt aus dem Jahr 1959. Sie stiess auf ein deprimierendes Desinteresse und wurde bald verramscht.

«Mich hat der Vater in die Legion geschickt», berichtet der als «Korporal Lös» auftretende Glauser. «Hingebracht sogar, bis ins Rekrutierungsbüro nach Strassburg. Weisst du, ich hab in der Schweiz gelebt und hab dort ein paar Dummheiten gemacht. Schulden und so. Und die Schweizer haben mich in eine Arbeitsanstalt stecken wollen. Liederlicher Lebenswandel. Und da bin ich zu meinem Vater nach Deutschland gefahren. Der hat mich zuerst wieder in die Schweiz schicken wollen. Und dann hat er

gemeint, die Legion, das wird die Rettung sein. Und hat mir einen Pass verschafft, den er während der ganzen Reise in der Tasche behalten hat. Ja, in Mainz haben sie mich nicht nehmen wollen. Wegen den Zähnen. Und in Strassburg, beim Abschied, hat er dann geweint, der alte Mann. Ganz ehrlich geweint. Und fünfzig Franken hat er mir in die Hand gedrückt. Ja. Das war schon besser, als die Tränen. Zum Korporal hab ich's ja gebracht. Höher langt's nicht. Mein Alter hat immer geglaubt, ich komm als Offizier zurück.»

«Gourrama» ist Glauzers erregendstes, «typischstes» und «authentischstes» Werk. Das Buch enthält Skizzen und Studien über das Verhalten von gescheiterten und ausgestossenen Menschen, die in einer Zwangsgemeinschaft leben müssen – in einer Gemeinschaft, die aus lauter asozialen Typen besteht. Diese Menschen vegetieren in einer «erfundenen Vergangenheit»: «... im ersten Ansturm musste gleich die ganze Lebensgeschichte erledigt werden, alle waren sie Grafen, Millionäre, grosse Verbrecher oder Anführer, Offiziere oder Revolutionäre gewesen.» Sie suchen nach einem «Mittel, sich von der Masse der anderen zu unterscheiden, sich eine Persönlichkeit zuzulegen». Gleichzeitig aber fürchten sie «das Alleinsein mehr als irgend etwas und warteten am Morgen aufeinander, um auch in Gruppen die Latrinen aufzusuchen». Sie gehen einander auf die Nerven, sie verachten und hassen einander. Glauser porträtiert das Schicksal dieser «gezähmten» und vereinsamten «Abenteurer», dieser emigrierten Studers mit beherzter, mit bedrückender Offenheit. Er demonstriert das Leben dieser Ausgestossenen, die sich in einer vollkommenen seelischen Isolation befinden – in einer Einsamkeit, die «zuerst sehr komisch, fast angenehm» war: «Aber dann wuchs so eine Art Spannung, die ich einfach nicht los wurde und die nach und nach eine regelrechte Verzweiflung geworden ist. Weisst du, in den Nächten kommen dann alle Dummheiten, die man in der Vergangenheit gemacht hat, und quälen einen. Und noch etwas: dass überhaupt so eine Spannung in der Einsamkeit sich bilden kann, habe ich mir so erklärt ... Ja, etwa so: wenn du in den Nächten nie allein bist, und auch am Tage nicht, so kann gar keine Spannung entstehen. Sobald du ein Gespräch führst oder einen Witz machst, so ist das doch wie eine Berührung, die du mit dem anderen tauschest ... Eine Berührung, ja, fast eine Zärtlichkeit. Weisst du, wir sind so hungrig nach Zärtlichkeit, dass ein freundliches Wort, gesagt oder empfangen, genügt, um die Spannung zu lösen.»

Die Spannung in der Einsamkeit – der «Cafard»

Alle Insassen des in der südmarokkanischen Wüste gelegenen Legions-Postens «Gourrama» sind dieser «Spannung in der Einsamkeit» ausgesetzt.

Sie hungern nach Zärtlichkeiten, nach einem freundlichen Wort. Sie schreiben Gedichte an eine Traumgeliebte, sie saufen, betrügen, sie versuchen zu fliehen, denunzieren und quälen einander. Sie glorifizieren ihre Vergangenheit, um die Gegenwart ertragen zu können. Wer sich nicht narkotisiert, wer sich der Einsamkeit widerstandslos überlässt, wird vom «Cafard», von den «schwarzen Gedanken» erwürgt. Nur die bewusste Selbsttäuschung hilft über die verheerenden fiebrigen Heimwehträume hinweg. Wer dieses Selbsttäuschungsmanöver nicht konsequent durchführt, sieht sich unversehens der «grossen Verzweiflung» gegenüber: «Da plötzlich schüttelte den kleinen Schneider die grosse Verzweiflung», heisst es im ergreifendsten Einsamkeits-Porträt des Buches. «Sie brach in seinen Kopf ein, peitschte Schauer durch den müden schmerzenden Körper, zerrte so heftig an allen Muskeln, dass die Beine schlotterten. Zitternd öffnete die rechte Hand die Patronentasche und legte eine Patrone auf die Erde. Dann nahmen die beiden Hände das Gewehr auf und entriegelten den Verschluss ... Und zitternd zog die Rechte die Patrone ein ... Um Mitternacht machte der Adjutant die Runde und fand den Toten. Er drehte den Körper mit der Fussspitze um, zuckte die Achseln und liess ihn liegen. Am Morgen suchte er einen alten Sack, presste selbst den Körper hinein und liess ihn verscharren. Gegen Sonnenaufgang hatte es leicht geregnet. Die lehmige Erde war feucht. Er beaufsichtigte das Zuschaufeln des Grabes. Eine Erdscholle blieb an seinem Stiefelabsatz kleben. «Merde», sagte er und schleuderte unwillig den Fuss nach vorne.»

Diese Menschen sind den immer «gleichen Gedanken» ausgeliefert, den «gleichen Wünschen, die peinigen», einem «Heisslaufen der Gedanken, gegen das selbst die Müdigkeit nichts nützt». «Es lohnt sich kaum, von ihnen zu sprechen. Sie sind so schwer in Worte zu fassen, und dann ... niemand versteht sie.» In ihrer Abgeschlossenheit tauschen sie «einzelne Worte, vorsichtig und misstrauisch, wie Markensammler seltene Doubletten austauschen».

Die Charakter- und Verhaltensstudien Friedrich Glausers sind von dynamischer Bildhaftigkeit, von Gotthelfscher Prägnanz. – (So wird uns der Korporal Cleman als ein «dürerer Streber» vorgestellt, «mit einem Mund, rund und rot wie eine Kirsche, nach der seine krumme Schnabelnase stets zu picken scheint»; er «sieht aus wie ein verhungertes Kellner und behauptet, der letzte Sprosse des Grafengeschlechtes von Mümmelsee zu sein». – Der Legionär Schilasky ist «so flach und hölzern ... , dass er wie eine wandelnde Scheibenfigur wirkte». – Der sadistische Baskakoff «bediente sich auch des Deutschen, es war eine verquollene Sprache, als habe die Zunge nicht genügend Raum im Munde». – Im Roman «Wachtmeister Studer» schliesslich hat der Gemeindepräsident Aeschbacher

einen «spitzen Gring»; er sieht aus wie «eine Sau, die den Rotlauf hat ... Der Aeschbacher hatte merkwürdige Augen, sehr merkwürdige Augen. Verschlagen, gescheit ... Nein, ein zweitägiges Kalb war *der* nicht!») –

Die Vereinsamung des «gescheiterten» Menschen, des Menschen der «Unordnung» ist in der schweizerischen Literatur nie mit einer so schmerzlich-originellen Unbedingtheit nachgezeichnet worden wie in Friedrich Glausers Report «Gourrama». Am schönen, berauschten Augenblick versuchen sich diese deklassierten Menschen ein Leben lang festzuklammern: ««Die Gegenwart», dachte Lös, «das ist die Gegenwart». Die schöne schmerzhaftige Gegenwart, in der man ewig leben möchte.» Ihre Angst lässt sich «nur mit viel Alkohol einschläfern». Sie wissen aber auch um die Fragwürdigkeit dieser Therapie: «Und eine Wirkung hatte dieses Getränk noch auf Lös: Es vertrieb die Angst, obwohl er wusste, dass sie unterirdisch weiterfloss, gleich einer vergiftenden Flüssigkeit, die alle Gewebe durchtränkte. Vorläufig war die Angst erstarrt. Dieses Erstarren konnte man mit jenem Prozess vergleichen, der aus einer gesättigten Lösung zuerst die Kristalle ausscheidet, bis die ganze Flüssigkeit schliesslich zu einem Block gefriert, der nicht einheitlich ist, sondern in seinem Innern feine Nadeln zeigt. Durch jenes Erstarrtsein erhielt der Körper eine gefrorene Festigkeit, die gläsern, spröde und zerbrechlich war ...»

In diesen Teufelskreis sah sich der rauschgiftsüchtige Glauser eingespant; seinem «Sehnsuchtsideal» Jakob Studer verlieh er die Kraft, den «Cafard» und die Angst zu überwinden, die er selber «nur mit viel Alkohol» und mit Morphinum einschläfern konnte. Aber auch diesem «gesitteten» Wachtmeister Studer gelingt es nicht, sich in der Schweiz «heimisch» zu fühlen. Auch er flüchtet sich «in Bern» stets wieder in berauschte Sehnsüchte und Träumereien – «an den Tagen, da ihm alles verleidet gewesen war ...».

¹ Die von Hugo Leber betreute Werk-
ausgabe erscheint im Verlag Die Arche,
Zürich. Bisher sind erschienen: Band 2,
«Wachtmeister Studer», «Krock & Co.»,

«Die Fieberkurve», Zürich 1969, und
Band 3, «Der Tee der drei alten Damen»,
«Der Chinese», Zürich 1970.